



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Die althellenistischen Nationalfeste. 1.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Die althellenischen Nationalfeste.

### 1.

Wie die Familie ihre fröhlichen Festtage begeht, an denen alle Angehörigen ihres verwandtschaftlichen Zusammenhangs sich erst recht klar bewußt werden, so fühlen sich auch die Nationen gedrängt, von Zeit zu Zeit die Frische und Gesundheit ihrer politischen Gliederung durch gemeinschaftliche, öffentliche Festversammlungen zu bezeugen, und wo die nationale Freude nie zum Durchbruch kommt, da ist es sicher auch übel bestellt mit dem nationalen Bewußtsein und der patriotischen Gesinnung. Deshalb ist der allseitige Anflug, den gegenwärtig die größeren Nationalfeste in Deutschland finden, ein sicheres Zeichen von dem wiedererwachenden, sich nach Bethätigung sehnenden nationalen Leben, sowie dieselben andererseits ein treffliches Mittel bilden, das so tief gesunkene Nationalgefühl zu heben und zu kräftigen. Den höchsten Aufschwung der Festfreude, den nationalsten Act unter den Sängers- und Schützenfesten im verflossenen Jahre machte ohne Zweifel das frankfurter Bundesschießen aus, und hoffentlich wird das herannahende große Turnfest zu Leipzig ebensowenig hinter den Erwartungen zurückbleiben. Unwillkürlich wendet sich inzwischen der vergleichende Blick des Geschichtsfreundes demjenigen Lande zu, dessen Bevölkerung im Alterthume hinsichtlich seiner Culturmomente und seiner politischen Gestaltung so mancherlei Aehnlichkeit mit der deutschen aufzuweisen hat und darum von einem unsrer geistreichsten Historiker „das Deutschland des Alterthums“ genannt worden ist. Allerdings zeigte sich in Griechenland die Rivalität der verschiedenen Staaten und der Particularismus, auch was die größeren Feste anlangt, in dem Bestreben jeder Stadt, ihren Festversammlungen eine möglichst weite Ausdehnung und Anerkennung zu verschaffen; allein schon sehr früh gelangten die vier Feste der Olympien, Pythien, Nemeen und Isthmien zu so allgemeiner Bedeutung, daß sie wirkliche Nationalfeste wurden, hinter denen selbst die vielbesuchten Panathenäen und Eleusinien der stolzen Theseusstadt zurückstehen mußten. Das älteste und angesehenste dieser Feste war bekanntlich das olympische. Olympia selbst war nicht eine Ortschaft, sondern

eine in der peloponnesischen Landschaft Elis, unweit der schon in alter Zeit von den Eleern zerstörten Stadt Pisa gelegene, kleine Thalebene. Freundliche, dichtbelaubte Hügelreihen mit den Bergen Olympos und Kronion umgaben hier den besonderen Schauplatz der Festfeier, den in einer vom Flusse Alpheus und dem Bache Kladeos gebildeten Ecke liegenden, heiligen Hain Altis, und eine  $7\frac{1}{2}$  Meilen lange Straße, der heilige Weg genannt, verband diesen mit der Stadt Elis. Unter den zahlreichen Heiligthümern, die unter den Platanen und wilden Delbäumen des heiligen Bezirks sich befanden, nahm der dorische Tempel des Zeus die erste Stelle ein. Hier stand das Kolossalbild des Gottes von Gold und Elfenbein, das berühmteste Werk des berühmtesten Meisters der Plastik, Phidias. Umgeben von Malereien und Reliefs saß der Göttervater auf einem Throne, das Haupt mit dem Olivenkranz geziert, das Gewand mit goldenen Lilien durchwirft, in der Rechten eine Siegesgöttin, in der Linken sein prächtiges, mit einem Adler gekröntes Scepter haltend. Von dem ergreifenden Gesamteindrucke solchen Glanzes können wir uns schwerlich einen Begriff machen; doch tadelt Strabon das falsche Verhältniß des Tempelgebäudes zum Gotte, der aufrecht stehend über das Dach hinausgereicht haben würde. Außerdem verdienen noch erwähnt zu werden die Tempel der Hera und der Göttermutter Kybele und vor Allem der große Brandopferaltar des Zeus, dessen viereckige Basis 125 Fuß im Umfange maß, dessen Höhe mit dem aus der Asche der Opfer und dem Wasser des Alpheus gekneteten Obertheile 25 Fuß betrug. Endlich befanden sich noch daselbst die Schatzhäuser derjenigen Staaten, welche Weihgeschenke nach Olympia gesandt hatten, ein Gebäude zu öffentlichen Festschmäusen, ein Rathhaus und die speciellen Schauplätze der Spiele: der Hippodrom und das Stadium.

Auf das hohe Alter der olympischen Festspiele deuten die mit ihnen verknüpften Mythen und elischen Priestersagen hin. Dieselben reichen bis in die idyllische Zeit des goldenen Kronosregiments zurück, und Pelops, der Stammvater der vorhellenischen Halbinseldynastie, Pisos, der fabelhafte Gründer von Pisa, und Herakles, der Ahnherr der dorischen Fürstenfamilien, werden als Stifter und Festordner bezeichnet. Die geschichtliche Periode beginnt mit dem Eleer Iphitos, einem Zeitgenossen Pykurgs. Als nämlich damals verheerende Seuchen und Zwietracht zwischen den Staaten den Peloponnes belästigten, fragte derselbe, wie der Geograph Pausanias erzählt, das delphische Orakel, welches ihm als einziges Mittel die Wiedererneuerung der in Verfall gerathenen Zeusfeste in Olympia anrieth, ein Beweis, daß die delphische Priesterschaft mit richtigem Takte in solchen Festfeiern eine Handhabe erblickte, um das Gefühl der Zusammengehörigkeit bei aller staatlicher Zersplitterung in den Hellenen zu wecken und zu nähren. Iphitos stellte zuvörderst in Verein mit Pykurg den Gottesfrieden wieder her, der die Landschaft Elis für alle Zeit und die Festgenossen

während des heiligen Festmonats auf ihrer Reise vor allen feindlichen Angriffen schützen sollte. Plutarch und Pausanias erwähnen eine metallene Scheibe, Diskus des Iphitos genannt, auf der in kreisförmig laufender Schrift die Vereinbarung eingegraben war, und die noch in so später Zeit im Heratempel zu Olympia aufbewahrt wurde. Auch stand im Zeus-tempel die Statue der Schutzgöttin des Gottesfriedens (Ekeheiria), den Iphitos bekränzend. Hinsichtlich der Unverletzlichkeit, welche Elis prätendirte, schreibt Strabon: „Elis sollte dem Zeus geheiligt sein und derjenige für einen Verbrecher und Uebelthäter gehalten werden, der dieses Land feindlich anfallen, oder, falls er von einem Andern angegriffen würde, keinen Beistand leisten wollte. Daher kam es, daß diejenigen, welche später die Stadt Elis erbauten, dieselbe mit keiner Mauer umgaben, und daher erhielten sie auch das Vorrecht, daß bewaffnete Heere, die durch Elis zogen, ihre Waffen beim Eintritte in das heilige Gebiet abgeben mußten und dieselben erst an der Grenze wieder erhielten.“ Dieser Neutralität des Landes gemäß weigerte sich auch in älterer Zeit das Orakel des olympischen Zeus über Kriege der Hellenen gegen Hellenen Antwort zu ertheilen. Aber die Eleer selbst theiligten sich bei mancherlei kriegerischen Unternehmungen und konnten im eigenen Lande die Waffenruhe nicht aufrecht erhalten, da die Bewohner des Districts Pisatis, als ehemalige Schutzherrn Olympias, wiederholt mit bewaffneter Hand das Heiligthum den Eleern zu entreißen versuchten. Auch die Spartaner respectirten das Verbot so wenig, daß sie mehre Male unter dem Könige Agis in Elis einfielen, und im thebanischen Kriege kam es 365 v. Chr. sogar während der Spiele im Haine Altis zu einem hitzigen Gefechte zwischen den Arkadiern, die Olympia occupirt hatten, und den mit Achaja verbündeten Eleern. Sonst hatte sich die Befriedung während des heiligen Monats, der in jedem fünften Jahre in den Hochsommer oder genauer in die Vollmondszeit nach dem Sommersolstitium fiel, einer allgemeineren Beobachtung zu erfreuen. Bürgern der Stadt Makistos lag die Verpflichtung ob, als Friedensherolde das Fest den hellenischen Staaten anzukündigen und die Aufhebung aller Feindseligkeiten und Fehden zu fordern, damit die Angehörigen jedes Landes als Wettkämpfer und Zuschauer unbehindert das elische Gebiet erreichen konnten. Die Kampfordner und Kampfrichter, Hellenodiken genannt, deren Ansehen zu jeder Zeit sehr groß war, hatten das Recht, jeden Staat, der den Gottesfrieden brach, mit einer Geldstrafe zu belegen und sogar von der Theilnahme am Feste auszuschließen, solange er die Buße nicht zahlte. Es widersuhr dies den Lakedämoniern im peloponnesischen Kriege, als sie nach Verkündigung der Waffenruhe einen Einfall in Elis gemacht hatten. Die Hellenodiken forderten als Strafe für jeden Soldaten zwei Minen (30 Thlr.) „nach dem Gesetze“, und als die Lakedämonier sich weigerten, weil ihnen die Nachricht zu spät gekommen wäre, so wurden sie vom Opfer und den Spielen

ausgeschlossen, und die Spartaner, die ihre Rosse nach Olympia geschickt hatten, sahen sich genöthigt, dieselben unter fremden Namen rennen zu lassen.

War nun die Einladung zum Feste officiell erfolgt, so meldeten sich zunächst die activen Theilnehmer bei dem elischen Festcomité an, dem es oblag, ein genaues Programm der Spiele aufzustellen, in welches der Name, die Herkunft, das Vaterland, die Kampfart jedes Agonisten eingetragen werden mußte. Dann wurden die Angemeldeten nach Elis citirt, wo die Hellenodiken einen Monat lang in dem dortigen Gymnasium ihre Kampffähigkeit untersuchten, sie nach dem Alter und nach der Geübtheit zusammenstellten und jedenfalls Manchen als unbrauchbar zurückwiesen. Namhaften und bereits siegreich bestandenen Athleten scheint man jedoch diese Probe erlassen zu haben, durch welche die Behörde nur jede Täuschung der Zuschauer vermeiden wollte. Auch die jungen Pferde prüfte man zuvor, sowie die Knaben, die von ihren nächsten Verwandten oder Lehrern begleitet anlangten. Vor allen Dingen aber mußten alle sich Betheiligenden vor der Statue des eidschirmenden Zeus im Rathhause zu Olympia schwören, daß sie noch keine frevelhafte oder ehrlose That begangen hätten, daß sie nicht gegen die Gesetze der Wettkämpfe verstoßen wollten, daß sie sich mindestens zehn Monate lang auf die abzulegenden Proben ihrer Geschicklichkeit vorbereitet hätten, und daß sie freie Hellenen, keine Barbaren oder Sklaven wären. Als daher der macedonische König Alexander der Erste (er regierte bis 454 v. Chr.) als Wettkämpfer aufgetreten war, protestirten die Mitsstreiter gegen ihn, als einen Barbaren, bis er seinen Stammbaum auf Argos zurückführte. Bei der Verbannung der Mörder machte das Gesetz zugleich die Ausschließung von den Bundesheiligthümern und den Nationalfesten namhaft, „weil die Wettkämpfe“, wie Demosthenes sagt, „Allen gemeinschaftlich angehören sollen, so daß dann, sofern Alle dabei Zutritt haben, auch der Ermordete dazu befähigt gewesen wäre; darum soll sich auch der Mörder fern davon halten.“ Aber auch die Prüfenden leisteten einen Eid, daß sie unbestechlich und gerecht urtheilen und über die besonderen Umstände der Zurückgewiesenen Stillschweigen beobachten wollten. Nach Vollendung dieser Vorbereitungen wurden die Agonisten wieder entlassen und ihnen eine bestimmte Frist gesetzt, bis zu der sie bei Strafe der Ausschließung in Olympia eintreffen mußten. Wie Pausanias erzählt, entschuldigte sich einst der Alexandriner Apollonios wegen seines Zuspätkommens damit, daß er im Archipel durch widrige Winde aufgehalten worden wäre. Man wies ihm aber nach, daß er nur zuvor andere Kampfspiele in Kleinasien hatte mitmachen wollen, und er wurde nicht zugelassen.

Rückte endlich die Festfeier näher und war der heilige Monat selbst angebrochen, so machten sich auch die Zuschauer auf den Weg und zwar bereits von 600 v. Chr. an nicht nur aus dem eigentlichen Hellas, sondern auch aus Kleinasien, Sicilien und Großgriechenland. Auch von Seiten der Staaten wurden Festdeputationen,

Theorien genannt, abgeordnet, welche dem olympischen Zeus Opfer und Geschenke brachten, eine Sitte, die auch Platon in seinen Gesetzen als nothwendig bezeichnet. Die Kosten der Gesandtschaften bestritt zwar größtentheils die Staatskasse; da aber bei den Opfern und Auszügen gern ein Staat den andern durch die Pracht der Kleider und Geräthe und durch die Menge des Personals zu überstrahlen trachtete, so hatte das Haupt der Gesandtschaft oder der Architheoros gewöhnlich selbst bedeutende Ausgaben nöthig, um seine Absender würdig zu repräsentiren. An diese Deputationen schlossen sich nun gewöhnlich auch viele Privatleute an, die als Zuschauer oder Handelsleute dem Festort zuströmten. Das Zusehen war weder Barbaren noch Sklaven verwehrt. Was dagegen das schöne Geschlecht betrifft, so wäre es mit der athenischen Sitte unvereinbar gewesen, Frauen und Töchter den Augen so vieler Männer und dem durch die örtlichen Verhältnisse gebotenen freieren Umgange der Geschlechter bloß zu stellen und ihnen den Anblick der nackten Kämpfergestalten zu gestatten. Von ihrer Anwesenheit kann also keine Rede sein, wenn auch kein Gesetz dieselbe verbot. Die dorische Sitte dagegen, welche besonders den Jungfrauen große Freiheiten gestattete, sah in der Theilnahme derselben nichts Unrechtes. Bei einer peloponnesischen Festkaravane, die einst nach Plutarch auf dem Zuge nach Delphi in Megara beleidigt wurde, befanden sich Kinder und Weiber. Und daß die verheiratheten Frauen auch nicht zu Hause blieben, läßt sich aus dem schließen, was Livius über das Benehmen des ausschweifenden Philipp des Dritten von Macedonien bei den nemeischen Spielen des Jahres 208 v. Chr. erzählt. Weder Töchter noch Ehefrauen waren vor ihm sicher und namentlich verführte er Polykratia, die Gattin eines vornehmen Achäers. Am grausamsten verfuhr die Cleer selbst gegen ihre Ehehälften. Sie verboten ihnen gänzlich den Zutritt, und schon das Ueberschreiten des das heilige Gebiet begrenzenden Alpheus an den Festtagen zog die Strafe nach sich, von dem in der Nähe liegenden typäischen Felsen herabgestürzt zu werden. Wie Pausanias berichtet, war eine gewisse Kallipateira, die sich in Männertracht eingeschlichen hatte, die einzige, die als Uebertreterin jenes Gebotes ertappt wurde; man entließ sie aber straflos, da sie es aus Liebe zu ihrem Sohne gethan hatte, der zum ersten Male als Wettkämpfer auftrat und siegte. Eine gewiß vielbenedete Ausnahme machte allein von den Cleerinnen die Priesterin der Demeter Chamyne, welche auf einem weißen Altare im Stadium den Preisrichtern gegenüber ihren Ehrensitz hatte. Es gab zwar in Elis besondere Beamte, welche die Gesandten fremder Städte zu empfangen hatten, und wahrscheinlich erhielten letztere auch Gastgeschenke in Victualien von den Cleern. Aber was das Quartier anlangt, so wird es ihnen nicht viel anders ergangen sein, als allen anderen Gästen. Es läßt sich nämlich zwar nicht bezweifeln, daß in Olympia, wie bei anderen Wallfahrtsorten, wenn auch nicht große, hotelartige Gebäude, wie z. B.

beim platäischen Heratempel (wo man freilich auch weiter nichts als Obdach und Bettstellen fand), so doch öffentliche Zelte und Buden den Fremden Unterkommen gewährten. Es weist darauf nicht nur eine bestimmte Erwähnung von einem Scholiasten zu Pindar hin, sondern auch Aelian's Erzählung von Platon, der zu Olympia mit ganz unbekanntem Leuten in einem Zelte zusammen wohnte und, ohne sich erkennen zu geben, dieselben durch seine Unterhaltung so fesselte, daß sie ihn später in Athen besuchten. Sicher gab es in der Altis auch Etablissements von speculativen Wirthen, bei denen man neben dem Logis auch die Kost mit erhalten konnte; aber die gebildete Classe pflegte, wie Lufian von denselben Einrichtungen beim Tempel der Aphrodite in Knidos erwähnt, sie selten zu besuchen, und wer es machen konnte, brachte sein eigenes Zelt mit. So hatte Alkibiades ein prächtiges, persisches Zelt, das ihm die Ephester verehrten, während ihm Chios Opfervieh und Pferdefutter, Lesbos Wein und Alles, was er zu seiner Tafel nöthig hatte, lieferte, und auch die Gesandten des syrakusischen Tyrannen Dionys ließen eine Menge herrlicher Zelte dort aufschlagen, die dann freilich von der über dessen Eitelkeit unwilligen Menge geplündert und niedergedrückt wurden. Schlimm mag es in der Nacht nach dem oben erwähnten Gefechte zwischen Cleern und Arkadiern um die Festversammlung gestanden haben, wo die Arkadier die Bäume des Hains und das Pfahlwerk der Zelte zur Verpallisadirung benutzten! Neben den Zelten, die zum Wohnen dienten, gab es aber auch eine große Masse von Buden, in denen Kaufleute ihre Waaren ausstellten, unter welchen Lebensmittel aller Art und Schmuckfachen die Hauptartikel bildeten. Darum läßt Cicero den Pythagoras sagen, das Leben der Menschen scheine ihm der Messe zu gleichen, die während der pomphaften Spiele und der zahlreichen Versammlung zu Olympia gehalten würde. Einige kämen dahin, um für ihre wohlgeübten Leiber Ruhm und die Ehre des Kranzes zu holen, andere würden hingeführt wegen des Erwerbs und Gewinns beim Kaufen und Verkaufen; endlich gäbe es dort noch eine Classe und zwar eine sehr anständige, welche weder Beifall noch Gewinn suchte, sondern nur des Schauens halber käme.

Die Dauer des olympischen Festes wuchs allmählig mit der Ausdehnung und Vermehrung der Wettkampfsarten. So lange der einfache Wettlauf Sitte war, genügte ein Tag vollkommen, um wenigstens die gymnischen Spiele zu vollenden. Später füllte die Feier mindestens fünf Tage aus, die auf den elften bis funfzehnten Tag des heiligen Monats gefallen sein sollen. Außer den Kampfspiele nahmen einen großen Theil dieser Zeit die Opferhandlungen, die Prozessionen und die Opfer- und Siegesmahle hinweg. Die Opfer waren ursprünglich die Hauptsache, traten aber dann wegen des allgemein auf die Spiele gerichteten Interesses sehr in den Hintergrund. Sie wurden theils von den Theoren im Namen ganzer Staaten, theils von Privatleuten, besonders von

den Wettkämpfern selbst dargebracht, und nicht bloß der olympische Zeus, dem die Eleer eine Hekatombe weihten, sondern auch die Altäre der übrigen Götter und Heroen bekamen ihre Spenden. Die Opfer wurden übrigens theils am Anfang und Ende, theils in der Mitte der Spiele verrichtet. Die Wettkämpfe selbst bestanden in dem Laufe, dem Ringen und dem Faustkampf, wozu bald das Pentathlon oder der Fünfkampf trat, bestehend im Springen, Laufen, Diskuswerfen, Wurfspeereschleudern und Ringen. Dann folgten die glorreichsten und ritterlichsten Uebungen: das Wett-Fahren und -Reiten. Mit der Zahl der Kämpfe vermehrten sich auch die Kampfrichter. Während anfangs nur zwei durchs Loos aus einer vom Volke vorher gewählten Anzahl von Eleern ernannte Hellanodiken fungirten, wurden später neun angestellt, die wahrscheinlich für jede Festfeier sich erneuerten und zehn Monate lang im Hellanodikeion zu Elis von einer besonderen Behörde in ihren Pflichten unterrichtet wurden, worauf bei den Spielen drei bei dem Rosswettrennen, drei bei dem Pentathlon und drei bei den übrigen Kampfarten präsidirten. Später kam noch ein zehnter hinzu.

Die Schauplätze der Spiele waren das Stadium mit dem Hippodrome. In jenem begannen am ersten Tage die Kämpfe. Die Rennbahn zu Olympia bedurfte weder der Länge noch der Breite des lediglich zum Wagenrennen dienenden Hippodroms, und seine Länge (600 Fuß) diente bekanntlich in ganz Griechenland zur einhelligen Bestimmung des Wegemaßes. Da die Räumlichkeiten des heiligen Bezirks kein Thal in sich schlossen, dessen Sohle man zum Wettkampflatz und dessen terrassirte Hügelländer man zu Sitzreihen hätte benutzen können, so bestanden die Einfassungen des Stadiums aus einem Erdaufwurfe, in welchem die steinernen Sitze angebracht waren. Die beiden Längenseiten schloß, ungefähr wie beim römischen Circus, auf der einen Seite eine gerade Mauer, wo sich die Schranken befanden, an denen der Lauf begann, auf der anderen Seite ein aufgemauerter, oben mit einem Peristyl versehener Halbkreis, dessen Sitzreihen für das vornehme Publicum, das diplomatische Corps und die Hellanodiken, dessen unterer Raum speciell für die Gefechte der Ringer und Faustkämpfer bestimmt waren. Am Morgen des ersten Tages begaben sich die Kampfrichter, mit Purpurgewändern und Kränzen geschmückt, nebst den Kämpfern nach dem Stadium und betraten dasselbe durch einen künstlichen, unterirdischen Eingang. Sofort ertönte ein Trompetensignal. Ein Herold rief die Wettkämpfer in die Schranken, nannte den Namen und das Vaterland derselben und fragte bei jedem Einzelnen, ob Jemand gegen die freie bürgerliche Stellung oder gegen den sittlichen Lebenswandel desselben etwas einzuwenden hätte. Erfolgte kein Einspruch, so lösten die Concurrenten unter sich, nur daß hier gewöhnlich vier Läufer zusammengestellt wurden, während z. B. bei den Ringern das Loos nur die Paare bestimmte. Die Loose, kleine Täfelchen von der Größe einer Bohne, lagen in einer silbernen Urne

des Zeus, und waren je nach der Zahl der zugleich auftretenden Wettstreiter mit gleichen Buchstaben bezeichnet, so daß z. B. beim Wettlaufe vier mit A., vier mit B. u. s. w. bezeichnete Loose vorhanden waren. Die Sieger aus den einzelnen Abtheilungen hatten schließlich noch einmal mit einander zu kämpfen, und beim Laufe entschied sich hier der Sieg; bei den Ringern und Faustkämpfern aber wiederholte sich natürlich das Loosen und der Zweikampf so oft, bis nur ein einziges Paar über den endlichen Sieg zu kämpfen hatte. Zuweilen war aber auch die Zahl der Loosenden ungleich, und ein Einzelner blieb mit seinem Buchstaben isolirt. Dieses Loos erachtete man für ein Glück; denn man hatte dann zu warten, bis alle Paare durchgekämpft hatten und nahm es erst mit dem letzten Kämpfer auf, dem man seine noch vollen Kräfte entgegensetzte. Freilich ist dabei zu bedenken, daß der aus mehreren Kämpfen bereits siegreich hervorgegangene Athlet voraussichtlich ein tüchtiger Kämpfer war und mit gesteigertem Muth dem frischen Gegner sich stellte. Indem der Agonist das Loos zog, rief er Zeus um Beistand an; dann hielt ihm aber ein daneben stehender Peitschenträger von der den Hellenodiken zu Gebote stehenden Polizei die Hand, damit er nicht eher seinen Buchstaben ansehen konnte, als bis alle Uebrigen gezogen hatten. Der Wettlauf bestand zunächst in dem einfachen Durchmessen der Bahn von den Schranken bis zu dem halbrunden Endpunkte. Hier kam es bei der verhältnißmäßigen Kürze des Wegs weniger auf die Ausdauer, als auf die Schnelligkeit an. Deshalb sieht man auch auf Vasenbildern die Wettläufer mit weit ausgreifenden, schwebenden Füßen und gleichmäßig dazu die Luft durchrudernden Armen dahin eilen. Man bemaf ferner die Tüchtigkeit des Läufers nach den leichteren oder tieferen Eindrücken der Fußtapsen im Sande. Das Stadium liefen seit der siebenunddreißigsten Olympiade auch Knaben, deren Sieger auf den Inschriften stets den eigentlichen Stadioniken, nach denen die Olympiaden gezählt wurden, vorangehen. In der vierzehnten Olympiade kam der Doppellauf hinzu, bei welchem die Läufer die Länge des Stadiums zweimal zurückzulegen hatten, indem sie von den Schranken bis zu dem Halbkreise und von da bis zum Abprungspunkte zurückliefen. Zu diesem Zwecke standen der Länge nach mitten im Stadium drei Spitzsäulen, die eine dem Anfange, die andere dem Ende der Bahn zunächst, die dritte in der Mitte. Die erste trug die Inschrift: „Sei wacker!“ die mittlere: „Beittle dich!“ die dritte: „Wende um!“ Kam es bei dieser Gattung des Wettlaufs schon mehr darauf an, seine Kräfte zu sparen und nicht zu rasch zu vergeuden, so war dies noch mehr der Fall beim Langlauf, einem wirklichen Dauerlauf, dem verschiedene Angaben eine Länge von 7—24 Stadien zumessen. Im letzten Falle betrug der zu durchlaufende Raum mehr als eine halbe deutsche Meile, und man glaubt es gern daß, wie Lukian sagt, viel Kraft und Athem dazu gehörte, diese Schwierigkeit zu überwinden, weshalb auch das Wort „Langlauf“ geradezu sprichwörtlich für

etwas Langwieriges wurde. So kam es auch, daß der berühmte spartanische Läufer Ladas nach errungenem Siege todt niedersank. Mit krampfhaft einge-  
zogenen Weichen, den entfliehenden Athem gleichsam mit den Lippen festhaltend,  
stellte ihn die von Myron gearbeitete Siegerstatue dar. Ein gewisser Pelitos  
dagegen gewann in allen drei Laufarten an demselben Tage den Preis, und  
der Argiver Argeus soll noch an demselben Tage, an dem er im Langlauf ge-  
siegt hatte, von Olympia nach Argos gelaufen sein, um dort seinen Sieg per-  
sönlich zu melden. Uebrigens betreten die Wettläufer schon seit der fünfzehnten  
Olympiade völlig nackt und mit Del gesalbt das Stadium. Zweihundert Jahre  
später wurde auch der Waffenlauf eingeführt, den man im Helme, mit Bein-  
schienen und mit dem Schilde antrat. Später, als das Geschlecht weichlicher  
und schwächer wurde, lief man nur noch mit dem Rundschild ohne Helm  
und Beinschienen. Diese Art der militärischen Turnübungen war recht prak-  
tisch, besonders da die Griechen, ähnlich den heutigen Franzosen, sich oft in  
vollem Laufe auf den Feind warfen, wie z. B. schon in der Schlacht bei Ma-  
rathon. Platon will daher diese Uebungen fleißig betrieben wissen. Wie die  
Krieger suchten auch die Läufer ihre Ausdauer durch mächtiges Geschrei zu er-  
höhen und wurden außerdem durch den Zuruf der Zuschauer ermutigt.

Ogleich jede Beeinträchtigung der Mitkämpfer gesetzlich verboten war und mit  
Verlust des Siegespreises bestraft wurde, so fehlte es doch nicht an böswilligen  
Versuchen mancherlei Art. Lukian schreibt hierüber: „Der gute Läufer strebt,  
wenn das Seil gefallen ist, nur vorwärts, richtet seinen Sinn nach dem Ziele,  
auch wenn er in seinen Füßen die Hoffnung auf den Sieg birgt, und übt  
keinen Betrug an seinem Nebenbuhler, noch braucht er nach Art anderer Ago-  
nisten allerhand Kunstgriffe. Der schlechte und nicht streitbare Kämpfer dagegen  
wendet sich, an der Schnelligkeit seiner Füße verzweifelnd, der Arglist zu; des-  
halb richtet er sein ganzes Augenmerk darauf, den Laufenden irgendwie anzu-  
halten oder zu hemmen, in der Meinung, daß, wenn ihm dies bei jenem nicht  
glückt, er nie siegen könne.“ Der Sieger erhielt aus den Händen der Hellano-  
diken (wie beim Wettlaufe, so auch bei den übrigen Kampfarten) einen Palm-  
zweig; sein Name wurde durch des Herolds Stimme bekannt gemacht und er  
selbst auf den sechzehnten Tag des Monats zur eigentlichen Krönung wieder  
vorbekchieden. Zu bemerken ist endlich noch, daß der Waffenlauf nicht mit den  
übrigen Wettläufen verbunden war, sondern den Schluß aller gymnischen  
Uebungen bildete. Denn auf den Langlauf folgte der Ringkampf.

Die Ringkunst war die ausgebildetste und kunstvollste Art der hellenischen  
Gymnastik. Nachdem die Körper, um, wie Lukian sagt, die Glieder zu schmeidigen  
und zu stärken, das zu heftige Schwitzen zu verhindern und die nachtheilige Wir-  
kung der Zugluft abzuhalten, mit Del eingerieben, zugleich aber auch mit Staub  
bestreut worden waren, um das allzu leichte Entgleiten aus den Umwindungen

der Gegner zu erschweren, suchten die beiden Athleten die günstigste Stellung hinsichtlich der Sonne zu gewinnen, legten dann, den Oberkörper zurückbeugend, beide Arme gegen einander aus, und nun kam es darauf an, mit festem Auge, vorsichtiger Deckung, schulgerechten Griffen und Finten, durch raschen Ruck oder Stoß, durch Aufhebung in der Umschlingung, durch Beinstellen, Drosseln und Pressen den Gegner zum Falle zu bringen und ihn zu zwingen, sich für besiegt zu erklären. Verpönt dabei war, mit der Faust oder den Füßen zu schlagen oder gar zu beißen; erlaubt aber, die Finger des Gegners zu quetschen und zu brechen, so daß derselbe durch Schmerz besiegt vom Kampfe absehen mußte. In letzterer Kunst erfahren war nach Pausanias der Sikyonier Sostratos, den man den Beinamen „Fingerspißler“ gab, und Leontiskos, der das Niederwerfen der Gegner gar nicht verstand. Die Ausbildung des Ringkampfes schon in der heroischen Zeit bezeugen viele Schilderungen Homers, unter denen wir als die charakteristische den Kampf zwischen Odysseus und Ajax hier hervorheben. „Als sich Beide gegürtet, da traten sie vor in den Kampfreis, faßten sich dann einander, umschmeigt mit gewaltigen Armen, wie die vom Baumeister verschränkten Balken eines hohen Hauses. Beiden knirschte der Rücken, von stark umspannenden Armen angestrengt und zuckend, und nieder strömte der Schweiß rings. Aber häufige Striemen an Seiten und Schultern, roth von schwellendem Blut, erhoben sich, und mit Begier rangen sie Beide nach Sieg um den schön gegossenen Dreifuß. Weder vermochte Odysseus im Ruck auf den Boden zu schmettern, noch auch Ajax war es im Stande. — Doch der List nicht sparet, Odysseus, schlug ihm von hinten die Beugung des Knies und löste die Glieder: rücklings warf er ihn hin und es sank von oben Odysseus ihm auf die Brust.“

Nach den Ringern traten die Faustkämpfer auf, deren Leistungen seit der dreiundzwanzigsten Olympiade bei dem olympischen Feste Eingang gefunden hatten. Es war dies unstreitig die schwerste und gefährlichste Kampfart, bei welcher Leben und Gesundheit aufs Spiel kam. Denn mit dem Schlage der einfachen Faust begnügte man sich nicht lange. Zwar das Geflecht aus weichen Riemen, womit man die Mitte der Hand bis zu den Fingern anfangs umgab, scheint weniger den Zweck gehabt zu haben, den Schlag zu verstärken, als die Hand und besonders das Gelenk an der Pulsader zu schützen. Als man aber noch Streifen gehärteten, scharfen Leders und endlich gar metallene Nägel, Knoten und Buckel hinzufügte, mußte jeder gutgezielte Schlag Beulen und Blutspuren hinter sich lassen. Natürlich ging auch diesem Kampfe eine Loosung voran. Bisweilen entspann sich darauf das von Flötenmusik begleitete Gefecht sogleich um die günstigste Stellung, oder, wenn man über dieselbe übereingekommen war, so beschrieben wohl auch die Klopffechter einige Fechthiebe durch die Luft, um die Gelenkigkeit ihrer Arme zu erproben. Dann

1881 J. J. Neumann

traten sie, beide Arme vorstreckend, einander entgegen, Hals und Kopf soweit als möglich zurückbeugend. Wie beim Ringkampfe waren hier Behendigkeit, Vorsicht und Schlaueit Hauptersfordernisse zum Siege. Besonders hütete sich der erfahrene Faustkämpfer, seine Kraft durch unbesonnenes Anstürmen zu verschwenden, hielt sich lieber anfangs in gedeckter Stellung und suchte durch Pariren und Ausbeugen den Gegner zu ermüden. Der berühmte Redner Dion Chrysostomos hielt dem unter Titus lebenden Faustkämpfer Melankomas zwei Lobreden, worin es unter Anderm heißt, daß Melankomas zwei Tage lang, ohne zu ermüden, mit ausgelegten Armen ausharren konnte, und daß er niemals einen Schlag erhalten habe und deshalb am ganzen Körper unversehrt gewesen sei. Die Schläge, welche die Agonisten, auf die Behen emporgerichtet, mit der rechten und linken Hand auszutheilen pflegten, waren größtentheils nach dem Oberkörper gerichtet, so daß die Schläfe, Ohren, Wangen, die Nase und das Kinn die hauptsächlichsten Zielscheiben bildeten. Der Skythe Anacharsis sagt darum bei Lukian, als er zum ersten Male die gymnastischen Uebungen sieht: „Und jener Unglückliche scheint mir die Zähne ausspucken zu wollen; so mit Blut und Sand ist sein Mund gefüllt, nachdem er mit der Faust einen Schlag auf die Wange erhalten hat.“ Auch Seneka meint, derjenige Athlet könne keinen Muth haben, dessen Zähne nicht schon unter der Faust gekracht hätten. Melian erzählt, daß ein Athlet dadurch seinen Partner verblüfft und bezwungen habe, daß er die ihm eingeschlagenen Zähne muthig hinabschluckte! Auch die Ohren kamen oft sehr schlimm bei diesem Kampfe weg und geschlitzte und zerklüpfte Ohren gehören selbst zu den Merkmalen der Athletenstatuen. Das Umschlingen, Zerren und Ausschlagen mit den Füßen war beim Faustkampfe verboten, sowie jeder absichtliche Todtschlag. Dennoch kam dieser vor, besonders wenn die Gegner bei längerer Dauer des Kampfes übereinkamen, vom Pariren abzusehen und die Schläge hinzunehmen, wie sie fielen. So machten einst in Nemea die beiden Faustkämpfer Damogenos und Kreugas aus, daß Einer um den Andern einen Schlag aushalten sollte. Kreugas schmetterte nun seine Faust zuerst auf des Gegners Kopf. Damogenos aber hieß den Kreugas den Arm emporheben und führte dann mit ausgereckten Fingern einen solchen Hieb in dessen angespannte Weiche, daß sie zerriß und die Eingeweide herausfielen. Die Argiver krönten hierauf den todtten Kreugas und verwiesen den Damogenos von Nemea. Noch tragischer ist, was Pausanias über Kleomedes von Astypalaea erzählt. Dieser hatte den Epidaurier Iklos bei den olympischen Spielen getödtet, und die Kampfrichter sprachen ihm wegen Verletzung der Geseze den Sieg ab. Darüber verlor er den Verstand, kehrte in seine Heimath zurück, stellte sich an ein Schulgebäude, in welchem gerade gegen sechzig Knaben unterrichtet wurden, hob, wie Simson, die Säulen des Daches in die Höhe und begrub die Unschuldigen unter den

Trümmern. Weiterer dagegen ist die Geschichte des Glaukos aus Karystos. Dieser arbeitete anfangs als Knecht auf seines Vaters Feldern. Als aber einst die Schar am Pfluge losgegangen war und Glaukos mit der bloßen Hand sie wieder hineinhämmerte, glaubte der Vater darin die Bestimmung seines Sohnes zur Klopfschere zu erkennen und brachte ihn nach Olympia. Hier wurde er wohl zugelassen, aber beim Kampfe trotz seiner Stärke so zugerichtet, daß er beim Zusammentreffen mit dem letzten Antagonisten zu unterliegen drohte. Da rief ihm der Vater zu: „Lieber Sohn! nur den vom Pfluge!“ worauf dieser sich ermannte und einen solchen Hammerschlag herabsaufen ließ, daß der Andere den Kampf aufgab.

Im Faustkampf traten seit der einundvierzigsten Olympiade auch Knaben auf. Ihm folgte bis zur siebenundsiebzigsten Olympiade das Pankraton, von da an das Pentathlon. Das Pankraton bestand in einer Verbindung des Ring- und Faustkampfes, erforderte also eine außerordentliche Entwicklung der gesammten Muskulatur und setzte fast alle Theile des Leibes in angreifende und abwehrende Bewegung. Jede Art der Gewalt und der List war hier erlaubt; auch endete der Kampf nicht mit dem Niederstürzen des einen Theils, sondern wurde noch auf dem Boden im Ringen fortgesetzt. Die Schläge sollten hier aber nicht mit geballter Faust, sondern nur mit gekrümmten Fingern gegeben werden und der Gebrauch der Zähne war auch hier verpönt. Die Schlagriemen kamen beim Pankraton auch nicht in Anwendung, und das Haar wurde oben in einen Schopf zurückgebunden, um nicht so leicht erfaßt werden zu können. Daß auch dieser Kampf leicht in Rohheit und Brutalität ausartete, sieht man an einem ebenfalls von Pausanias erzählten Falle. Den Pankratonisten Arrachion hielt sein Gegner mit den Füßen umschlungen und preßte zugleich mit den Händen seinen Hals zusammen. Arrachion selbst zerquetschte aber unterdessen eine Bebe seines Feindes und als dieser vom Schmerz überwältigt um Schonung bat, war er selbst bereits verschieden, und die Cleer zierten nun seinen Leichnam mit dem Siegerkranze.

Das Pentathlon endlich war unstreitig derjenige Theil der gymnischen Wettstreite, in welchem die Trefflichkeit eines nach allen Seiten hin harmonisch ausgebildeten Körpers sich am vollkommensten bewähren konnte; denn es bestand im Sprunge, Laufe, Diskoswerfen, Wurfspeißchleudern und Ringen. Alle diese Uebungen wurden, um das Feierliche zu erhöhen und die Kämpfer anzufeuern, unter Flötenklang ausgeführt. Interessant ist zunächst der Sprung schon deshalb, weil sich die Alten dabei anstatt der Springstangen einer Art von bleiernen Hanteln bedienten, eines Geräthes, das beim heutigen Turnen nur zur Stärkung der Armmuskeln in Geltung gekommen ist. Man findet deren zweierlei Arten, sowohl halbrunde mit Handhaben zum Hineinstecken der Hände, als auch kolbenförmige, die in der Mitte etwas schwächer sind, um sie

bei fehlender Handhabe bequemer fassen zu können. Nach den vorhandenen Abbildungen und nach den Andeutungen der Schriftsteller streckte der Springende die beiden Arme mit den Halteren (so hießen die Gewichte) nach vorn aus und bewegte sie rasch nach hinten, dem Körper durch diesen Ruck große Schnellkraft verleihend. Da der Ort des Aufsprungs allemal bedeutend höher lag als das mit einer Furche bezeichnete Ziel, so leisteten die Gewichte dem Springer auch Dienste, indem sie ihn im Gleichgewichte hielten und sogleich fest auf die Füße kommen ließen. Unbegreiflich ist uns freilich, wie der in ganz Hellas gefeierte Krotoniate Phayllos im Sprunge 55 Fuß zurückgelegt haben kann, da unsere Turner nicht die Hälfte dieser Sprungweite mittelst der Springstangen erreichen, und es wäre vielleicht der Mühe werth, auf unseren Turnplätzen Versuche mit den antiken Sprungträgern anzustellen.

Den Diskos oder die Wurfscheibe, ebenfalls ein uraltes Turngeräth, beschreibt Solon dem Anacharsis bei Lukian als einen ehernen, runden, kleinen Schild, ohne Handhabe und Riemen, schwer und wegen seiner Glätte nicht leicht zu fassen. Die Haltung des Diskoswerfers, die mit der des Kegelschiebers die meiste Aehnlichkeit hatte, veranschaulicht am besten der in einigen Nachbildungen noch erhaltene Diskoswerfer des berühmten Myron, über den Hettner sagt: „Gerade in dem Augenblicke erfaßt, wo er den Diskos abschleudert, ist sein Oberkörper vorwärts über gebeugt; der Blick wendet sich prüfend zurück nach dem Diskos, den er in der rechten Hand hält. Er hat diese rückwärts in die Höhe gestreckt, um weit ausholend dem Wurf nachhaltigen Schwung zu geben; das eine Knie ist ein wenig eingebogen, das andere (rechte) hält er mit der linken Hand, damit er im Wurf nicht ausgleite. Ein Augenblick — der Diskos ist abgeschleudert, und der Körper richtet sich, wie Lukian in seiner Beschreibung ausdrücklich hervorhebt, zugleich mit dem Wurf in die Höhe.“ Man warf die Scheibe von einer kleinen Erhöhung aus in einem mäßigen Bogen, und wenn auch ein bestimmtes Ziel abgesteckt war, so entschied doch den Sieg stets der weiteste Wurf, wobei es nicht auf das endliche Liegenbleiben des kollernden Diskos, sondern auf dessen erstes Auffallen ankam.

Das Speerwerfen nach bestimmtem Ziele war schon im heroischen Zeitalter eine sehr beliebte Übung und bereitete ebenfalls unmittelbar auf den Krieg vor. In den Gymnasien bedienten sich die Epheben dabei stumpfer Stäbe, die unseren Geren ganz gleich waren. Der Speerwurf bildete mit dem Diskos schleudern und Wettlaufen die nothwendigsten Bestandtheile des Fünfkampfs, der zuweilen, wenn die Zeit fehlte, sich auf dieselben beschränken mußte, so daß dann das Ringen und der Faustkampf in Wegfall kamen. Wer aber den Sieg erringen wollte, mußte in jeder einzelnen Kampfsart Allen überlegen gewesen sein, und der hervorragende Ruhm der Pentathleten ergibt sich daraus von selbst. Nur einmal hatte man in Olympia auch den Versuch gemacht, die Knaben das Pentathlon durchzukämpfen

zu lassen, und der junge Spartaner Gutelidas gewann dabei den Kranz. Vielleicht fürchteten die Hellanodiken, daß die lakonischen Knaben wegen ihrer Ueberlegenheit in der körperlichen Abhärtung und Stärke allemal den Preis davontragen würden, vielleicht sahen sie aber auch ein, daß die gesteigerte Kraftanstrengung des Fünfkampfs eine zu große Erschöpfung der Jugend nach sich zöge. Letzteres hebt besonders auch Aristoteles hervor, indem er in seiner Schrift über den Staat die zu seiner Zeit herrschende Sitte, die Knaben in den eigentlichen Athletenkünsten zu unterrichten, tadelt und dann fortfährt: „Bis zur Mannbarkeit müssen leichtere Uebungen angewendet werden und die Zwangsdiät und das übertriebene Sichanstrengen fern gehalten, damit nicht das Wachsthum des Körpers gehemmt werde. Der Beweis dafür, daß man letzteres bewirken könne, liegt sehr nahe. Denn unter den olympischen Siegern findet man nur zwei oder drei, die als Knaben und auch als Männer gesiegt haben, deshalb, weil ihnen durch die übermäßigen Uebungen in der Jugend Kraft und Stärke entzogen worden ist.“ Oft wird es vorgekommen sein, daß die Geschwindigkeit der Füße oder die Stärke der Gliedmaßen ihrer Kinder die Eltern bestimmten, dieselben von Jugend auf systematisch dem Athletenberufe zu weihen. That dies doch sogar nach Pausanias die Mutter des Deilochos, weil ihr geträumt hatte, ihr Kind läge bekränzt auf ihrem Schoße! Ueberhaupt verband sich mit dem freier Männer würdigen, die körperliche Tüchtigkeit fördernden und zum Bewußtsein der menschlichen Schönheit führenden Streben nach persönlicher Auszeichnung und nationaler Ehre nur zu bald etwas Handwerksmäßiges und gänzlich Materielles. Es konnte nämlich bei dem großen Ansehen und Ruhme der Sieger nicht anders kommen, als daß Leute aus den niedrigsten Ständen sich von Jugend an auf die gymnischen Spiele vorbereiteten und dann die Sache gewerbsmäßig betrieben, von einem Feste zum andern herumreisend und gleichsam Vorstellungen gebend. Denn wenn es auch später nicht mehr so war, wie in der heroischen Zeit, „wo die Helden“, wie Pindar singt, „gewannen im Wettkampf die Preise und schmückten die Hallen sich aus mit goldenem Glanz, mit Dreifüßen, Becken und goldenen Schalen,“ so existirten doch auch später noch Wettkämpfe, wo reelle Gewinne, Geld, vielleicht sogar schon silberne Pokale zu gewinnen waren, und zuweilen scheuten sich auch die Athleten nicht, bei den Zuschauern Geld einzusammeln und zu dem reinen Golde des Ruhms die Scheidemünze der Bettelei zu fügen. Ein solcher Virtuos war der obenerwähnte Alexandriner Apollonisos, der in Olympia zu spät ankam, weil er die Geldpreise bei den kleinasiatischen Spielen nicht hatte sich entgehen lassen wollen. Keiner erreichte aber wohl den Thasier Theagenes, der als Läufer, Ringer und Faustkämpfer, wie Pausanias behauptet, 1400 Siegeskränze erbeutet haben soll. Erschien ein solcher Antagonist auf dem Schauplatze, so überließen ihm manchmal die ihm durchs Loos zufallenden Gegner

freiwillig den Sieg, wenn es auch bis Pausanias nur einmal vorgekommen ist, daß ein Kämpfer, der sich angemeldet hatte und auch gekommen war, aus Furcht heimlich verschwand! Den Griechen selbst ist diese Ausartung der Agonistik und die Nutzlosigkeit der künstlichen Athletik keineswegs entgangen. Weder Alkibiades noch Epaminondas, noch Alexander der Große, noch Philopömen hielten etwas von der Athletik, Sokrates tadelt im xenophontischen Gastmahl an derselben, daß sie zum Kriege untüchtig mache, weil bei den Läufern die Beine auf Kosten der Schultern, bei den Faustkämpfern die Schultern auf Kosten der Beine ausgebildet und gekräftigt würden. Am meisten spottete man über die Wohlbeleibtheit der Faustkämpfer und Pankratisten, die durch eine besondere Diät oder geradezu Mästung hervorgebracht zu werden pflegte, um dem Leibe mehr Wucht zu verschaffen. Früher bildeten die Hauptspeisen der Athleten frischer Käse, getrocknete Feigen und Weizen; aber später waren es große Massen von Fleisch, besonders von Schweinen, Rindern und Ziegen und schweres Brod (das man vom Fleische getrennt zu sich nahm). Nach dem Essen überließ man sich einem langen Schlaf. Von der Gefräßigkeit mancher olympischen Sieger erzählte man sich Unglaubliches. Der schon genannte Theagenes soll einen ganzen Ochsen zu Mittag verspeist haben; der Krotoniate Milon aß für gewöhnlich zwanzig Pfund Fleisch und ebensoviel Brod, in Olympia aber einst ein vierjähriges Kind, das er vorher auf seinen Schultern herumgetragen hatte. Der Milester Astydamos, der dreimal hinter einander im Pankraton siegte, verzehrte beim Perser Ariobarzanes Alles, was für neun Männer gekocht worden war. Darum läßt auch Lukian in den Todtengesprächen Hermes zu einem Athleten sagen, der von Charon über den Styx gefahren sein will, wobei man ohne alle beschwerende Kleidung sein sollte: „Du bist ja nicht nackt, mein Lieber, da du so viel Fleisch um deine Knochen hast!“ Am stärksten spricht sich aber Euripides in einem Fragmente aus, wo es heißt: „Von tausend Uebeln, die es in Hellas gibt, ist keines schlimmer, als der Athleten Geschlecht, welche richtig zu leben weder verstehen noch vermögen. Denn wie wird ein Mann, der seiner Rinnbacken Sklave, seines Bauches Knecht ist, mehr Glückseligkeit erringen als sein Vater? Auch nicht in Armuth zu leben und sich in Schicksalschläge zu schicken sind sie im Stande; denn an schöne Sitten nicht gewöhnt, söhnen sie sich schwer aus mit dem Ungemach. Glanzvoll und als Götterbilder der Stadt geben sie in der Jugend einher; wenn aber das bittere Alter sie befällt, gleichen sie fadenscheinigen Mänteln. — Was hat wohl je ein guter Ringer oder ein schnelfüßiger Mann, oder der den Diskos schleuderte, oder die Zähne wohl einzuschlagen verstand, seiner Vaterstadt genügt dadurch, daß er den Kranz gewann? Kämpft man mit den Feinden den Diskos in der Hand, und schlägt man mit dem Schilde die Feinde aus dem Land?“ Wenn daher Dion Chry-

Isotomos erzählt, daß Theagenes nach Beendigung seiner Athletenlaufbahn ein wackerer Bürger und guter Staatsmann gewesen sei, so ist dies eine Ausnahme. So lange freilich der Athletik das Gewerbsmäßige fehlte, versteht es sich von selbst. So nahm z. B. der Athlet Phayllos aus Krete mit einem eignen Schiffe auf Seite der Hellenen an der Schlacht bei Salamis Theil, und der rhodische Pankratist Dorinus kämpfte im peloponnesischen Kriege mit eigenen Fahrzeugen gegen die Athener.

## Aus Mecklenburg.

Zur Körnerfeier.

10. Juli 1863.

Mecklenburg hat es an dankbarer Pietät gegen den deutschen Helden und Sänger, der unter der Eiche bei Wöbbelin begraben liegt, zu keiner Zeit fehlen lassen. Die Schüler der oberen Classe des Gymnasiums zu Schwerin wallfahrteten, nach einer bis in die neuere Zeit fortgepflanzten Sitte, alljährlich an die Grabstätte und feierten in Gesang und Rede das Andenken Theodor Körners. Noch im Jahre 1851 ward auf der Stelle, wo er die Todeswunde erhielt, zu Rosenberg bei Schwerin, unter angemessenen Feierlichkeiten ein Denkmal errichtet. Ein alter Freiheitskämpfer, der Rector a. D. Brasch zu Schwerin, fügte vor zwei Jahren in dem Buche „das Grab zu Wöbbelin“ den Denkmalen aus Stein und Eisen ein umfängliches, auf sorgsamster Forschung ruhendes literarisches Denkmal hinzu.

Aus diesen und vielen andern Zeugnissen ist zu entnehmen, daß der Spruch über der Pforte von Körners Grabstätte: „Vergeßt der treuen Todten nicht!“ auch in die Herzen der Mecklenburger eingegraben ist, und daß der Name des Sängers von Leier und Schwert unter uns in verdienten Ehren gehalten wird. Wenn bei dem Allen die Theilnahme an der am 26. August bevorstehenden, von Hamburg aus angeregten Nationalfeier des fünfzigjährigen Gedächtnistages des Todes Theodor Körners in Mecklenburg selbst voraussichtlich eine äußerst geringe und matte sein wird, so liegt dies an andern Ursachen als an mangelnder Sympathie für den im Grabe zu Wöbbelin ruhenden Freiheitskämpfer.